

legt, so hat man gar kein Interesse für moderne Sachen. Man preist deshalb so gern die alte Kunst. Und endlich: die Gebrauchsgegenstände verändern sich auch nach der Zeit. Was vor Jahren als modern galt, ist heute auf dem Markt kaum mehr zu finden. So sind z. B. Gegenstände wie Bi Yen Hu (Schnupftabaksfläschchen), Dai Tou (Gürtelschnallen), Ho Bau (Beutel, die früher von vornehmen Herren am Gürtel getragen wurden) usw., die doch in der Zeit von Kiën Lung und Gia King große Mode waren, in den letzten dreißig Jahren nicht mehr hergestellt worden.

Derartiges Kunstgewerbe ist jedoch nur ein kleiner Teil der chinesischen Kunst oder gar Kultur. Selbst wenn auf diesem Sondergebiet ein Aufstieg oder ein Untergang festzustellen wäre, so kann daraus noch kein Schluß auf die ganze Kultur gezogen werden.

Bei einem Volk wie das chinesische glauben wir nicht an das Sterben seiner Jahrtausende alten Kultur. Vielmehr sehen wir ihrer Neubelebung entgegen. China hat eine viertausend Jahre alte Geschichte, die uns genug bewiesen hat, daß zwar ein Zerfall des großen Reiches schon mehrmals eingetreten ist, die aber von einem Zerfall der Kultur im strengen Sinne des Worts keine Spur zeigt. Das gilt auch vom gegenwärtigen Zustand. Trotz der langjährigen Unruhen hat z. B. das chinesische Erziehungswesen im großen Ganzen doch seine Ordnung aufrechterhalten, trotzdem es natürlich nicht leicht war, es durchzubringen.

Wir hoffen nur, daß der Europäer uns nicht immer mit tragischem Auge zusehen wird als einer stagnierenden und verfallenden Kultur, sondern uns im Laufe der Zeit noch besser kennenlernen wird.

SIND DIE CHINESEN EIN STERBENDES KULTURVOLK?

VON RICHARD WILHELM

II.

Wenn man die beiden Aufsätze der chinesischen Gelehrten, die sich zu dem Thema der chinesischen Kultur geäußert haben, mit dem Aufsatz von Frau A. v. Herder vergleicht, so bekommt man zunächst den Eindruck, daß es sich um ganz verschiedene Welten handelt. In dem Aufsatz von Frau v. Herder sehen wir China, wie es der Europäer, besonders der in China ansässige, zu sehen gewohnt war, mit all seinen Fehlern und Schwächen, über die man ohne kleinliche Rücksichtnahme offen aburteilt, und doch auch mit all seinem geheimen Zauber, der das Leben in China so schön machte, daß man wohl

sagen kann, es gab kein Land in der Welt, in dem ein einigermaßen kultivierter Europäer, der Sinn für die Kultur seiner Umgebung hatte, mehr an innerer Bereicherung und an unerwarteten Glücksfällen erleben konnte, als das China der letzten Jahrzehnte. Und auch die schriftstellerische Begabung der Nachkommen unseres großen Kulturinterpreten hat den Reichtum ihrer Stoffe und die Themen für ihre Kunst der Schilderung aus diesem China und seiner Vergangenheit entnommen. Ihr feiner Kunstsinn hat sich belebt an der Umgebung ausgewählter Kunstwerke, in deren Mitte sie ein künstlerisch vollendetes Leben führte. Auf der anderen Seite merkt man ihren Worten trotz ihrer kühlen Objektivität auch etwas vom Katzenjammer des Europäers in China an, der immer weiter um sich greift. Das alte, stagnierende, schmutzige, betrügerische, niedergehende und ach! trotz all dieser Epitheta so süße China ist dahin; der Herrnsitz der Europäer, wo jeder frühere Schuster, wenn er es erst zum Missionar gebracht hatte, mit Vizekönigen verkehren konnte und jeder Abenteurer sich Exzellenz nannte und sich entsprechend behandeln ließ — woraus man schon von selber schließen kann, wie gut es erst die Gebildeten und Verständnisvollen unter den Europäern hatten —, ist zerstört. Der Westen hat dieses China totgemacht. Neue Zeiten fordern neue Einstellung auch der alten Gäste. Das ist für diese Gäste äußerst unangenehm. Aber kann man darum sagen, daß die chinesische Kultur als solche tot sei, nur weil eine Epoche zu Ende ist?

In den chinesischen Aufsätzen sehen wir China, wie es sich von innen darstellt; ganz abgesehen von den Anforderungen der Westländer, wie es sein sollte, so, wie es ist. Wir sehen in Zusammenhänge hinein, die in Europa zum großen Teil noch heute vollkommen unbekannt sind. Gar vieles, was von Europa aus als mangelnde Entwicklung in China bezeichnet wurde, nimmt sich nur deshalb so aus, weil man die tatsächliche Entwicklung nicht kannte. Um China zu kennen, genügt es nicht, in China zu leben. Es kam vor, daß Kaufleute vierzig und mehr Jahre in Schanghai lebten und ihr Leben genossen in den fest eingespielten Formen, die sich herausgebildet hatten, ohne von der eigentlichen Kultur Chinas eine Ahnung zu haben. Das eigentliche chinesische wissenschaftliche Leben ging vor sich, ohne daß die Außenwelt davon Kenntnis hatte, und die Chinesen hatten auch gar nicht das Bedürfnis, an ihrem geistigen Leben die von ihnen verachteten Fremden teilnehmen zu lassen. Die Europäer wollten alle etwas von den Chinesen: Die Diplomaten wollten Macht, die Kaufleute Geld, die Missionare Seelen. Aber fast keiner wollte Bildung. Daher kam es, daß diese „chinesische Mauer“ sich erhob, an der die in China lebenden Europäer mindestens ebenso eifrig mitbauten wie die Chinesen.

Wenn wir nun die chinesische Kultur von innen betrachten, so ergibt sich folgendes Bild. Seit Konfuzius die schöpferischen Organisationsgedanken für den sozialen Aufbau einer Menschheit, die sich im Laufe der Jahrtausende gebildet hatten, einheitlich und systematisch zusammengefaßt hatte, bestehen die Grundsätze einer Kultur in China, die es ermöglichen, daß diese Kultur jeweils mit den veränderten Zeitbedingungen sich verändert. In diesem bewußt dynamischen Moment, das sich auf das Buch der Wandlungen gründet, beruht die charakteristische Eigentümlichkeit gerade der chinesischen Kultur, die ihre Dauer dem Umstand verdankt, daß sie das Moment der Veränderung in ihr System aufgenommen hat. Voraussetzung dafür ist nur, daß jeweils in den entscheidenden Epochen Männer da sind, die die Umstellung in die Wege leiten. Denn die Kultur vollzieht sich nicht von selbst, sondern sie bedarf der menschlichen Vertreter, der Heiligen und Weisen. Wenn zur Zeit eines Umschwungs die Weisen fehlen, so entsteht sozusagen eine Lücke im Weltgeschehen, und Unordnung ist die Folge, die manchmal fürchterliche Dimensionen annimmt. Die chinesische Geschichte lehrt, daß solche entsetzlichen Aufstände, wie Frau v. Herder sie im 19. Jahrhundert erwähnt, ganz genau ebenso in früheren Zeiten vorgekommen sind, so z. B. mitten in der berühmten Kulturzeit der Tang-Dynastie. Wenn man die Gedichte eines Du Fu liest, dem selbst ein Kind verhungert ist, so kann darüber gar kein Zweifel bestehen. Solche Lücken im Weltgeschehen treten in China immer ein, wenn die Leitung versagt, und gleichen sich sehr rasch wieder aus, wenn ein neuer Führer die Fahne der Kultur und Moral wieder aufpflanzt. Auf diesem Hintergrund gewinnt die Frage natürlich ein ganz anderes Aussehen, als wenn man das 19. Jahrhundert nur vereinzelt aus der chinesischen Geschichte herausgreift.

Wir wollen zunächst einige einfache Tatsachen zusammenstellen und dann die Folgerungen daraus für eine Prognose der chinesischen Kultur benutzen.

1. Die Beispiele gestorbener Kulturen in der Welt zeigen, daß der Kulturverfall mit einem Rückgang der Bevölkerung verknüpft ist. Die Landschaften werden menschenleer und veröden, und unter Ruinen wird die Tradition begraben. Die chinesische Rasse ist trotz aller Rückschläge und Katastrophen gerade seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in einem unerhörten zahlenmäßigen Aufstieg begriffen. Ihre kolonisatorische Kraft zeigt sich sowohl im Norden, wo sie alle Rivalen aus dem Feld geschlagen hat (Mandschurei!), als auch in Südostasien, wo sie ungefähr gleichzeitig mit Europa einsetzte und wo nach einem sehr starken politischen Erfolg der Europäer die Chinesen an bodenständiger Kolonisation heute im Vorsprung sind.



2. Eine absterbende Kultur zeigt eine Wissenschaft ohne neue Gedanken; Traditionalismus und Vergröberung setzt ein. Die Kunst wird archaisierend und zerfällt, ihre Gebiete schrumpfen zusammen. Die Intelligenz der Menschen verarmt, bekommt etwas Greisenhaftes und Indolentes und ist schließlich dem Leben nicht mehr gewachsen (Degeneration alter Rassen). Die chinesische Wissenschaft der letzten Jahrhunderte zeigt den neuen Aufschwung einer philosophisch-humanistischen Richtung, die der Renaissance und Aufklärungszeit in Europa durchaus parallel geht (zum großen Teil übrigens in Opposition zur herrschenden Dynastie). Die Kunst wendet sich im volkstümlichen Roman und Drama ganz neuen Gebieten zu und schafft auf ihnen einzelne Meisterwerke der Weltliteratur. Die Bewegung geht unmittelbar über in die moderne Bewegung der Volkssprache, die der Ersetzung des Lateinischen durch die nationalen Sprachen gleichgestellt werden muß. Es zeigt sich dabei ein sprachbildnerisches Genie für die Übernahme des ganzen Systems der Ausdrücke der modernen Wissenschaft, das Bewunderung verdient. Mit unglaublicher Raschheit hat die chinesische Bildung den Rückstand ausgeglichen, in den sie Japan gegenüber durch Versäumnis der Mandschuregierung gekommen war. Die chinesische Intelligenz ist, wie ich aus persönlicher, jahrelanger Erfahrung sagen kann, an Gründlichkeit und Beweglichkeit der keiner andern Rasse unterlegen. Die chinesische bildende Kunst hat immer ihre Meister gehabt und ist gegenwärtig mitten in einer Neuorganisation in Auseinandersetzung mit dem Westen. Gewiß ist gerade auf diesem Gebiet eine stille Zeit. Aber wie viele Talente vorhanden sind, ergibt sich schon aus der Tatsache, daß eine große Zahl der Kunstwerke, die als Sungmalereien oder als Tangkeramiken von fremden Sammlern heute so hoch geschätzt werden, tatsächlich in der als unkünstlerisch verrufenen neuen Zeit hergestellt worden sind, während allerdings die in China besonders geschätzte Kunst der Characterschrift, die auch in der neuen Zeit keineswegs fehlt, sich im allgemeinen auf Bahnen bewegt, für die im Westen der Geschmack noch nicht erwacht ist.

3. Von der chinesischen Kultur müssen wir unterscheiden die mandschurische Kulturperiode. China hat häufige Fremdherrschaften gesehen. Solange der Kaiser Kaiser war und seinen Pflichten nachkam, hat das der chinesischen Kultur nie besonders geschadet. Die Fremden pflegten im Lauf eines halben Jahrhunderts chinesifiziert zu werden. Mit der Mandschudynastie ist es ähnlich gegangen. Nach anfänglichem Kampf mit den Vertretern der chinesischen Kultur sahen die einsichtsvolleren Führer der Mandschu ein, daß nur im Bund mit der chinesischen Kultur ihre Herrschaft zu halten sei. Man suchte die chinesischen Gelehrten durch Milde zu gewinnen. Und wenn

das auch im Lauf der ganzen Mandschuherrschaft nie voll gelungen ist, so hat sich wenigstens ein Zustand des wohlwollenden Waffenstillstandes bei den chinesischen Gelehrten gebildet, während ein großer Teil der chinesischen Beamten in loyaler Weise sich der neuen Dynastie anschloß, die damals das Prinzip der Ordnung vertrat. Man kann wohl sagen, daß der unter der Devise Kang Hi bekannte Kaiser seiner Pflicht als Anreger chinesischer Kultur in vollem Umfang nachgekommen ist und das Echo, das er auf chinesischer Seite fand, wirklich einen Höhepunkt chinesischer Kultur bedeutete. Damals brachten auch die Jesuiten das erwünschte neue Kulturferment, das den Mandschu, die keine eigne Kultur hatten, nicht zur Verfügung stand. Aber noch zur Kang-Hi-Zeit bewirkte die Rivalität der katholischen Missionare untereinander, daß hier sehr bald Stillstand und Abschließung einsetzte. Unter Kiën Lung beginnt schon der stark zutage tretende Verfall der Mandschu, nur verdeckt dadurch, daß der Kaiser selbst von den angesammelten Schätzen seiner Vorgänger zehren konnte. Mit Gia King hatte die Mandschudynastie den Vorrat ihrer Verdienste aufgezehrt. Rapide ging es abwärts, ohne Aufhalten, von Fall zu Fall. Der Schilderung der einzelnen Persönlichkeiten durch Frau von Herder können wir nur zustimmen.

4. Zu den Tatsachen des 19. Jahrhunderts, die nicht nur die Mandschu vernichtet, sondern auch der chinesischen Kultur die größte Gefahr gebracht haben, die sie je zu bestehen gehabt hat, gehört aber unzweifelhaft der gewaltsame und rücksichtslose Einbruch des westlichen kapitalistischen Imperialismus. Wir können die Milde der Verfasserin Europa gegenüber nicht teilen. Man kann nicht so tun, als wäre die ungeheure Katastrophe, unter der China heute leidet, ganz von selber gekommen. Der Opiumkrieg ist und bleibt ein Schandfleck Europas. Nicht durch die schlechten Gedichte, die man um 1800 in Peking machte, ist das chinesische Kaisertum zusammengebrochen, sondern unter der brutalen Gewaltpolitik des englischen Imperialismus, dem sich die anderen europäischen Imperien übrigens nach Kräften anschlossen. Und vom Standpunkt der chinesischen Kultur aus waren gerade die mandschurischen Vizekönige, die den ausländischen Opiumimporteuren eine bedeutend höflichere, verständnisvollere, anständigere Behandlung angedeihen ließen, die Hochverräter, und ein chinesischer Beamter wie Lin Dse Sü, dessen Bild unsere heutige Nummer schmückt, der in freilich sehr unhöflicher Weise das fremde Teufelszeug verbrennen ließ, ist für alle Zeiten der Heros einer noblen Abwehr häßlicher fremder Vergewaltigung. Auch daß die versuchte Kombination der Bauformen des europäischen Barocks mit denen Chinas später keine Nachfolge mehr fand, darf uns nicht wundern, wenn wir bedenken, daß jenes Denkmal

einer versuchten Kulturvereinigung der Brandstiftung fremder Soldaten zum Opfer gefallen ist. Und so ging es fort: Schlag auf Schlag von seiten der Europäer und Schritt für Schritt ein Zurückweichen der kaiserlichen Regierung, bis China vollständig verraten war und die letzten Reste seiner politischen und wirtschaftlichen Selbständigkeit an die Fremden verloren hatte.

Ziehen wir nun die Folgerungen, so müssen wir sagen, daß die chinesische Kultur im 19. Jahrhundert eine ihrer schwersten Krisen durchzumachen hatte, weil in den Niedergang einer stammesfremden Dynastie der Angriff eines neuen und mächtigen Feindes hereinbrach. Zugrunde gegangen ist dadurch die chinesische Form der Monarchie, weil sie sich als veraltet erwiesen hatte gegenüber den europäischen Formen des Imperialismus. Zugrunde gegangen ist ferner der kaiserliche Stamm der Mandschu, einmal infolge innerer Degeneration der Herrschenden, aber dann auch aus einem weiter zurückliegenden Grund. Die Mandschu waren Sklaven ihrer Herrscher, die sie in willkürlicher Weise für ihre Zwecke einsetzten. Man hatte ihnen eine Heiratsverbindung und jegliche wirtschaftliche Vermischung mit den Chinesen verboten. So nahmen sie zwar chinesische Sprache und Sitten an, aber wirtschaftlich waren die Mandschulager in China Fremdkörper. Die ganzen Mandschu waren Krieger und lebten als Drohenkaste und mästeten sich vom Fett des chinesischen Volkes — solange die Tribute reichlich eingetrieben werden konnten; später führten sie größtenteils ein dürftiges Bettlerleben, als die Dynastie herunterkam. Ferner: die mandschurischen Großen haben die chinesischen alten Geschlechter vergewaltigt, solange sie die Macht hatten. Wohl lag die ganze Regierungsmaschinerie in den Händen von Chinesen, aber die oberste Gewalt hatten sich mit der Zeit widerrechtlich Mandschu angemaßt. Als dann das Unwesen der kaiserlichen Regierung um die Mitte des Jahrhunderts den Taipingaufstand entfesselte, verloren die Mandschu jede Fassung und wären erledigt gewesen, wenn nicht der chinesische Gelehrte Dseng Guo Fan aus Loyalität zum Kaiserhaus es übernommen hätte, die Ruhe herzustellen und mit bemerkenswerter Begabung den inneren Regierungsmechanismus wieder in Ordnung zu bringen. Ein neues Abkommen wurde getroffen, daß den Chinesen von nun ab mehr Einfluß auf die Regierung gewährt werden sollte. Aber als nach dem Tode von Li Hung Dschang die Mandschuprinzen — mit dem Feuer spielend — aufs neue anfangen, die chinesischen Großwürdenträger zu vergewaltigen, da fand sich kein Retter mehr unter den chinesischen Gelehrten. Sie zogen sich zurück und überließen die Dynastie, die sich als unbelehrbar erwiesen hatte, ihrem Schicksal. Und seither ist das Kaisertum dahin, und das Volk der Mandschu, edel und dumm, geht elendiglich vor unseren

Augen zugrunde, weil sie sich der Arbeit in den letzten 300 Jahren vollkommen entwöhnt haben. Das einzige, was sie von ihrem früheren Stolz behalten haben, ist, daß sie sterben, ohne zu klagen. Sie treten ab, nachdem sie ihre Rolle ausgespielt.

Mit dem Kaisertum ist die heilige Stadt Peking dem Untergang geweiht. Keine Anregung des Hofes belebt mehr die Kunst, keine Geldsendungen aus dem Reich ermöglichen mehr den Luxus der Lebenshaltung, der für den Glanz einer Kultur unerläßlich ist. Die wunderbaren Paläste stehen verlassen und verfallen zum Teil, soweit sie nicht als historische Altertümer auf Staatskosten erhalten werden. Tausende von Wohnungen stehen leer. Beamte, Gelehrte, Großkaufleute und sonstige einflußreiche Leute verlassen in großer Zahl die Stadt. Die Armen nehmen überhand, Not und Elend zeigt sich offen.

Es ist verständlich, daß diese Dinge einen tiefen Eindruck auf feinnervige Menschen machen, die sie täglich um sich sehen, und daß infolge davon die allgemeine Anschauung bei ihnen entsteht: es ist zu Ende mit China. Aber wir dürfen uns den Blick durch solche Tatsachen nicht trüben lassen, wenn auch viel Schönes zerstört ist und vieles vom Neuen zunächst uns häßlich erscheint. Und wenn wir uns den objektiven Blick wahren, so müssen wir sagen: die Chinesen sind kein sterbendes Volk. Sie sind in einem Stadium machtvoll jugendlichen Aufstrebens und sind im Begriff, das Joch abzuschütteln, das die Kurzsichtigkeit der Mandschuherrscher durch die ungleichen Verträge mit den Fremden geschmiedet hat. Jung-China hat sich aus der früheren hochmütigen Verachtung der westlichen Kultur freigemacht — der einzigen, ach nur zu begreiflichen Schuld, die die alten Gelehrten Europa gegenüber auf sich geladen hatten und die China so bitter büßen mußte — und gehen daran, unbelastet von historischer Voreingenommenheit sich die europäische Kultur anzueignen. Daraus wird natürlich etwas Neues entstehen, das wir heute kaum ahnen können.

Aber trotz der politischen Misere ist eine Unterbrechung des Kulturzusammenhanges nicht eingetreten. Die letzten Heroen der humanistischen Kultur der vergangenen Jahrhunderte waren gleichzeitig die Führer in die neue Zeit hinein. Ich erwähne nur Kang Yu We, Liang Ki Tschau, Dschang Tai Yen, Tsai Yüan Pe. Und China hat in der Theorie Sun Yat Sens bereits ein soziales Programm entwickelt, das einen wertvollen Beitrag zur Zukunftsgestaltung der Menschheit bedeutet. Gegenüber von Lenin und Marx steht Sun Yat Sen eher in der Linie von Rathenau. — Und über alles das: China ist im Begriff, mit erstaunlicher Schnelligkeit sich trotz der fast unübersteigbaren Hindernisse, die ihm von allen Seiten in den Weg gelegt werden, zu

reorganisieren. Und heute schon fühlen wir es, wie seine nationale Kultur — die Kultur der edlen Menschlichkeit — gerade in seinen besten Vertretern unbeirrt von augenblicklichen Zeitströmungen sich durchsetzt. Diesem China gehört die Zukunft. Es wird nicht untergehen.

CHINESISCHER BILDERSAAL

LIN DSE SÜ

VON LIN TSIU-SEN

Neunzig Jahre sind verflossen, seit der Kommissar Lin Dse Sü (aus Futschou) gegen die Einfuhr des Opiums durch die Engländer mutig den Kampf aufnahm. Ganz China feierte am 3. Juni dieses Jahres in tiefer Dankbarkeit und mit unendlichem Stolz auf diesen Helden den Tag, der dem Volke zum ersten Male die Augen öffnete über die ihm drohende Fremdherrschaft.

Die Schmach, in die China im letzten Jahrhundert geraten ist, beginnt recht eigentlich mit dem Worte „Opium“. Der Chinese war immer außerordentlich mäßig und ist deshalb keineswegs degeneriert. Rauschmittel kennt er fast gar nicht. Das Opium ist in großen Massen erst von den Engländern von Indien aus nach China importiert worden.

Die Gefahr, die in dem Genuß dieses Rauschgiftes liegt, ward von Kommissar Lin erkannt, und er setzte seine ganze Persönlichkeit für die radikale Abschaffung dieses „Genußmittels“ ein. Er stellte dem Kaiser Dau Guang (1821—1850) das Unheil vor, das aus der Opiumeinfuhr in China entstehen werde, indem er sagte: „In noch nicht zehn Jahren wird China keinen tauglichen Soldaten mehr haben.“ Der Kaiser vergoß bittere Tränen und rief aus: „Wie kann ich sterben und mich zu den Schatten meines Kaiserlichen Vaters und meiner Ahnen begeben, ehe ich dieses Unglück wieder beseitigt habe!“ Kommissar Lin erhielt mit allen Ehren die Vollmacht, den Kampf gegen das Opium aufzunehmen. Als er im Jahre 1839 nach Kanton zurückkehrte, forderte er die Auslieferung des ganzen Opiumvorrats von den Engländern, und als ihm das verweigert wurde, beschlagnahmte er 20291 Kisten im damaligen Werte von zirka 12 Millionen Dollar, ließ sie am 13. Juni desselben Jahres auf einem öffentlichen Platze zusammentragen und dort verbrennen. Er verlangte außerdem, daß sich die Engländer verpflichten sollten, die Einfuhrung und den Schmuggel von Opium nach China zu unterbinden. Hierauf erklärte England den Krieg.

Das wenig vorbereitete, weil friedliebende China verlor im Jahre 1842 den Krieg, wenn auch nicht seine Ehre. Nach dieser Niederlage aber wurde es immer mehr gedemütigt; ein Recht nach dem anderen wurde den Chinesen genommen, und so waren sie auf dem besten Wege, dort Sklaven zu werden, wo sie die Herren hätten sein sollen. Eins aber, das Größte, erreichte China doch: das Opium wurde unter schärfster Strafe verboten zum Heile des Volkes, und heute ist der Genuß des Opiums so gut wie ganz unterdrückt.

Die große Tat Lins kann sein Volk erst jetzt in seinem vollen Umfang ermessen. Die Gelüste der Fremden hat es erst allmählich erkannt. Erst jetzt, nach 90 Jahren böser Fremdherrschaft, sind ihm die Augen geöffnet, und mit unsäglichen Opfern muß sich China zurückerobern, was ihm infolge seiner Sorglosigkeit genommen wurde.